Rhein und Düssel

Illustrierte Sonntagsbeilage zu den „Düsseldorfer Neuesten Nachrichten“

Nr. 51 | Sonntag, den 22. Dezember | 1907

Mädchenlose.

(13. Fortsetzung.)

Roman von Hanna Aschenbach.

(Nachdruck verboten.)

Doktor Ernst Seidel hat den Zweck seines Ganges erreicht. Er hat für die wenigen Tage, die noch bis zur Gewährung seines Abschiedsgesuches verstreichen werden, Urlaub erhalten, und der wohlwollende Vorgesetzte hat ihm in herzlichen Worten sein Bedauern über den Verlust eines so pflichtgetreuen Beamten ausgesprochen. Er billigte die Gründe, die dem jungen, strebsamen Ehemann die Pflicht auferlegten, den ehrenvollen, aber wenig einträglichen Dienst des Königs zu verlassen, und wünschte ihm Glück zu seiner Zivillaufbahn.

Nicht ganz so trüben Sinnes, wie er es verlassen, nähert sich Doktor Seidel zum zweiten Male an diesem Tage dem Trauerhaus, um seine Zeit nun ganz dem schwergebeugten Geheimrat zur Verfügung zu stellen. Tief in Gedanken versunken geht er seines Weges; plötzlich zuckt er zusammen. Wenige Meter vor ihm schreitet eine hohe, imponierende Gestalt im grauen Militärmantel. Des Veterinärs Augen werden starr und unwillkürlich hemmt er den Fuß. Zu spät! Veranlaßt durch das plötzlich abbrechende Geräusch der Schritte wendet der Offizier den Kopf; ein verbindliches Lächeln erscheint auf dem schönen Antlitz. „Ah, Herr Doktor Seidel!“ ruft er liebenswürdig und streckt dem Näherkommenden die Rechte entgegen. Der tut, als sähe er sie nicht, legt die Hand zum kurzmöglichsten Gruß an den Helm und steht dann wieder starr und steif, eisige Ablehnung in jeder Miene des sonst so freundlichen Gesichtes. Der Hauptmann betrachtet ihn mehr verwundert als befremdet. Der Mann ist schlechter Laune, denkt er und beschließt, davon keine Notiz zu nehmen. „Wundern sich, mich zu sehen, Herr Doktor? Bin auf acht Tage hergeschickt worden, dienstliche Differenzen mit Ihrem Kommandeur auszugleichen. Weiß der Himmel, wenn es gilt, den Leuten Brei um den Mund zu schmieren, muß immer ich herhalten.“ Noch immer enthält sich der Veterinär jeder Antwort, obgleich ihm ein sehr beleidigender Kommentar auf der Zunge schwebt. Aber das ironische, um nicht zu sagen höhnische Lächeln, das um seinen Mund spielt, spricht eine deutliche Sprache.

Der Hauptmann wird stutzig. Er richtet sich ebenfalls kühl auf. „Ich weiß nicht, was ich von Ihrem Benehmen denken soll, Herr Doktor?“ fragt er förmlich.

„Was Ihnen beliebt, Herr Hauptmann!“ lautet die prompte Antwort, und damit dreht sich der heißblütige Mann, der am Ende seiner Beherrschung ist, kurz auf den Hacken um und läßt den anderen stehen.

„Herr Doktor Seidel!“ Es liegt ein Etwas in der befehlenden Stimme, was den Schritt des Veterinärs hemmt. Eine wahre Gefühlsrevolution vollzieht sich in seiner Seele. Sein Entschluß ist gefaßt: Er verlangt Aufklärung — gut, so soll er sie haben. Mit einer abermaligen scharfen Wendung steht er dem Verhaßten gegenüber, bereit, ihm seine Anklage schonungslos ins Gesicht zu schleudern. Er denkt weder seiner kleinen Frau noch des letzten Wunsches seiner unglücklichen Cousine, ein Waffenspruch aus der schwärmerischen Jünglingszeit steht ihm vor der Seele:

Für Recht und Ehr,
Der Unschuld zur Wehr!

Sekundenlang messen sich die beiden Augenpaare, dann beginnt der Hauptmann mit gemessener Stimme: „Ich habe ein paar Jahre vor Ihnen voraus und deshalb ziemt es mir wohl, zum Frieden zu reden. Daß ich ein Renkontre nicht scheue, wissen Sie. Aber wenn das jugendliche Feuer sich etwas gelegt hat, wünscht man wenigstens zu wissen, warum man sich schlägt — noch dazu mit einem Manne, für den man bis dato nur die freundschaftlichsten Gefühle gehegt hat. Ich ersuche Sie also um Ihre Erklärung, alsdann stehe ich zur Verfügung.“

Es liegt ein eigener Zauber in dem tiefen, vibrierenden Klang dieses seltenen Männerorgans, und wider Willen fühlt sich der junge Heißsporn gefesselt. Gewaltsam rafft er seinen Haß zusammen. „Die können Sie haben, Herr Hauptmann, sie ist sehr kurz. Ich trage Trauer um eine reizende Mädchenblüte, die Sie gebrochen haben, Herr Hauptmann!“ Das klingt wie ein zweischneidiges Schwert, und wie ein solches blitzen die flammenden Rächeraugen in die des Gegners. Dessen hohe Gestalt steht fest aufrecht wie zuvor.

„Sie sind toll, Mensch!“ tönt es entschieden von seinen Lippen, und doch — und doch, es liegt ein Etwas in Stimme und Haltung seines Anklägers, vielleicht auch regt es sich im eigenen Herzen, etwas, das ihm das Blut stocken macht und eine aschfahle Blässe über seine Züge breitet. Unwillkürlich suchen seine Augen in jener Richtung, aus der ihm so oft ein reizendes Mädchenantlitz entgegengelächelt. Ernst Seidel bemerkt es und lacht kurz und schneidend auf. „Ich sehe, es erübrigt sich, den Namen meiner Cousine zu nennen.“

Der Hauptmann achtet nicht auf die fortgesetzte Beleidigung in Ton und Stimme. Seine stolze Ruhe ist nun doch erschüttert. „Es kann nicht sein, es kann ja nicht sein!“

„Es ist so! Zwar, jene war großmütiger als Sie, sie leugnete Ihr grausames Spiel bis zum letzten Atemzuge, aber ich weiß, sie wollte sterben — o, erschrecken Sie nicht, sie hat nicht Hand an sich gelegt! O nein, von dieser Schuld dürfen Sie sich freihalten, und ein gebrochenes Mädchenherz — bah! Wer glaubt daran in unserer aufgeklärten Zeit! Und nun lassen Sie uns enden. Wenn Sie Ihre Ehre tangiert glauben, Herr Hauptmann, ich stehe jederzeit zur Verfügung."

Er will sich kalt grüßend abwenden, da legt sich eine Hand fest auf seinen Arm. „Ich werde Sie nicht fordern, Herr Doktor Seidel! Ich bin jedenfalls geübterer Pistolenschütze als Sie, der Korpsstudent, und hätte als Beleidigter die Vorhand. Ich fühle mich nicht an dem Tode Ihrer bedauernswerten Cousine schuldig, wie Sie mir vorwerfen, und wenn Sie ruhiger geworden sind, werden Sie gerechter urteilen. Sie folgen einem noblen Impuls, fern sei es von mir, dafür Kummer über Ihre reizende Gemahlin zu bringen. Sie werden mir, der ich den Rock des Königs trage, mir bewußt bin, mit Ehren zu tragen" — die imponierende Gestalt richtet sich zu ihrer ganzen stolzen Höhe auf und die dunkelflammenden Augen bannen den Blick des Veterinärs mit zwingender Macht — „die schuldige Rücksicht nie versagen." Nach kurzer Pause fügt er mit leiser Stimme hinzu: „Die Frauen haben mich gelehrt, ihre Gunst zu mißachten — so mag's gekommen sein!"

Die Männer haben sich getrennt; langsam, gesenkten Hauptes entfernen sie sich voneinander. — Plötzlich bleibt der Doktor stehen und blickt dem Hauptmann nach. „Es ist wahr, er hat etwas Berückendes in seinem Wesen! Jetzt erst verstehe ich dich, arme, kleine Anni! Wenn du diesen Mann liebtest, konntest du ihn nicht vergessen. Ruhe sanft, du armes, heißes Herz!" — — — — — — — — — — — — — — —

Dumpf hallen die Glocken vom Turm; dumpf und schwer sinken die ersten Erdschollen auf Annis Sarg.

Die armen Eltern halten sich fest umschlungen; die weinende Minne versucht heldenmütig den Tränen zu gebieten, um dem verzweifelnden Bruder der Heimgegangenen Trost zusprechen zu können, und Mietz steht etwas abseits, die Hände geballt, die heißen, trotzigen Augen fast feindselig auf die Schwester gerichtet. Plötzlich wirft sie sich laut aufschluchzend auf die Knie. „Ich will auch sterben! O Anni, Anni, hole mich!" schreit sie auf, und ihre Mutter hat Mühe, das exaltierte Kind einigermaßen zu beruhigen.

Die kleine Frau Lotte wirft scheue Blicke aus den verweinten Kinderaugen in die gähnende Gruft, dabei umklammert sie ängstlich den Gatten. „O, Ernst, wie schrecklich ist das alles! Ich will nicht so jung sterben! O Ernst, Ernst, gelt, du läßt mich nicht in die kalte Erde?!"

Der erschütterte Mann, der zum letzten Male den Rock seines königlichen Kriegsherrn trägt, nimmt die zitternde Gestalt mit festem Druck in die Arme. „Welch törichte Gedanken, Kleines! So, nun geh' zur Tante; du mußt stark sein, ich führe den Onkel hinweg!"

„Sie war meine beste Freundin, nun wird mein Herz ganz vereinsamen! haucht die Baronesse Susanne Kochelsdorf einem Husarenleutnant, dem berühmten „Vetter Max" zu und führt das Spitzentüchlein an die rotgeriebenen Augen. „O, ich habe sie gekannt, das süßeste Wesen, das die Erde trug, und so natürlich, so aufopfernd! O, sie war besser als wir alle!" Da der erwartete höfliche Widerspruch ausbleibt, schickt die Baronesse einen Rekognoszierungsblick hinter ihrem Tuch hervor. — Tränen, die hervorzupressen sie sich so vergeblich bemüht, siehe, solche rollen über das ergriffene Leutnantsgesicht.

Er wischt sich verstohlen darüber, dann bestätigt er warm, nicht gerade zu Baronesschens Freude: „Ja — auf Ehre — famoses Mädel! Herz auf dem rechten Fleck! Jammerschade — wär 'ne schneidige Husarenfrau geworden — wenn sie gewollt hätte!"

So wie Baronesse Kochelsdorf klagen alle die jungen Mädchen, die, in elegante Trauergewänder gehüllt, von den Mamas chaperoniert, in ihren glänzenden Equipagen zur Beerdigung gekommen sind. Wenn man sie hörte, hatten sie alle Unersetzliches verloren an dem reinen Herzen, dessen unverdorbene Natur keine von ihnen verstanden hatte. Aber da die Nebenbuhlerschaft zu Ende war, hatte man leicht großmütig sein.

Seitab von dem Trauergefolge, halb hinter einem Grabstein verborgen, hat ein hoher, bleicher Mann im schwarzen Zivilanzug der Zeremonie beigewohnt. Jetzt richtet er sich entschlossen auf. Bah, zweiundzwanzig Jahre — Auszehrung — was ist da Erstaunliches dabei! So denkt der Mann und wendet sich zum Gehen. Sonderbar, das ironische Lächeln, das er erzwingen will, verzieht kaum die Mundwinkel; in den nachtschwarzen Augen glüht ein düsteres Feuer; und warum, wenn es ihm so leicht um Herz und Gewissen ist, warum er wohl so langsamen, schweren Schrittes die Stätte des Friedens verläßt?

Die Nacht sinkt hernieder und breitet ihre schwarzen Fittiche über das frische Grab. Ein leiser Zephyr huscht kosend darüber und droben leuchtet ein einzelner Stern aus zerrissenen Wolken und spiegelt sich in den Kelchen der weißen Rosen, die schlicht zum Strauß gewunden auf dem Kopfende des Hügels ruhen. Ein ernster Mann hat die Blüten niedergelegt — nach Sonnenuntergang, als der Friedhof einsam lag. Lange hat er darauf niedergeschaut, und nun blitzt es dazwischen wie Perlen im bleichen Sternenschein. Ist's Himmelstau, wie ihn die Englein weinen in klaren, stillen Nächten um junge, schuldlose Menschenblüten? Ist's Herzenstau aus der Brust eines Ruhelosen, der da dachte, mit der Liebe ein Spiel treiben zu dürfen und nun die Folgen seiner Schuld schaudernd erkennen muß? Denn wenn der Verstand auch spöttisch leugnet, eine Stimme behauptet: du hast's getan! — und diese Stimme heißt: Gewissen.

O locke niemals unbedacht
Der Liebe heil'ge Glut hervor!
Hast du solch Feuer angefacht,
So loht es riesenhaft empor,
Und löschst du nicht die heil'ge Glut,
So fällt es auf dein Haupt zurück,
Daß du zerstört mit frevlem Mut
Ein ganzes, volles Menschenglück.

18. Kapitel.

Minne steht am Fenster und starrt in den nebligen Wintertag. Hinter ihrer schlanken Gestalt ragen die Zweige der Weihnachtstanne auf. Die Nadeln haben ihr frisches Grün verloren; bräunlich dürr, melancholisch, beim geringsten Luftzug zur Erde prasselnd, predigen auch sie die Vergänglichkeit aller Schönheit, alles Glücks.

Es ist ganz still im Haus. Christa ist bei einer Freundin. Mietz hält just in dieser Stunde Einzug in ihr neues Heim, und die Mutter geleitet sie. Der Geheimrat war selbst gekommen, sein Pflegetöchterchen abzuholen, nachdem er täglich in fast krankhafter Erregtheit auf Beschleunigung der Vorbereitungen gedrungen und damit allmählich den Widerstand der Debachschen Damen besiegt hatte. Diese mußten einsehen, daß der gebeugte Vater nicht eher zur Ruhe kommen würde, bis der letzte Wunsch seines vergötterten Lieblings erfüllt war, und so willigten sie ein.

„Aber eine Bitte habe ich, Herr Geheimrat," flehte Mietz leidenschaftlich bei dieser Gelegenheit, „geben Sie mir das kleinste Kämmerchen Ihres Hauses, aber nicht — aber nicht — ihr Zimmer! Ich könnte es nicht!" Der alte Herr blickte sie lange an und in seinen vergrämten Zügen wetterleuchtete es.

„Es wäre das Natürlichste gewesen!" erwiderte er dann zögernd. „Aber ich begreife und billige deinen Wunsch!" Der blonde Kopf beugte sich blitzschnell auf seine Hand, die er ihr freundlich reichte, und als er mit brechender Stimme hinzufügte: „Du bist ein gutes Mädchen!" da schlang das impulsive Mädchen aufschluchzend die Arme um seinen Nacken, daß das graue Haupt sich an ihre junge Brust betten konnte, und versicherte unter heißen Tränen:

„Ich bin gar nicht gut, ganz schlecht sogar im Vergleich mit Anni, aber ich will Sie lieb haben aus Herzensgrunde!" Da wurden auch des Mannes Augen feucht.

„Wie ähnlich du ihr bist, kleine Mietz! Komm nun bald, recht bald, und nicht wahr, Kindchen, gegen meine arme unglückliche Frau bist du anfangs ein wenig nachsichtig. Wird ja übrigens nicht lange dauern, bis die blitzenden Blaugucken da ihr zärtliches Herz gewonnen haben."

„O Herr Geheimrat," rief Mietz stürmisch, „ich an Tante Försters Stelle, ich würde die hassen, die an meiner Anni Platz treten sollte. Seien Sie unbesorgt, ich werde ganz geduldig sein — weil — weil sie es wollte!"

An das alles denkt das einsame Mädchen. Ob die kleine Schwester an einem glücklichen Wendepunkt ihres Lebens steht? Minne hat zu viel erfahren draußen in der Welt der Abhängigkeit, als daß sie sich durch pekuniären Lichtseite könnte blenden lassen. Aber sie weiß ja, Mietz tritt in einen Kreis gutmeinender Menschen; ihr Herzenswunsch, der Musik zu leben, geht seiner Erfüllung entgegen; sie braucht sich vom Mutterhause nicht eigentlich zu trennen — sind das nicht die denkbar günstigsten Aussichten? Sicherlich, und das energische Blondköpfchen wird seine Unabhängigkeit wohl nachdrücklich zu verteidigen wissen, jedenfalls viel, viel besser als sie selbst stets getan. „Hammer ist besser als Amboß", lautete die fünfzehnjährige Lebensweisheit, und Minne scheint es gar nicht unwahrscheinlich, die Zügel des geheimrätlichen Haushalts in nicht allzu ferner Zeit von den energischen Händen der Schwester aufgenommen zu sehen. Eigentlich das Wünschenswerteste, wenn Mietz in dieser Beziehung Anni zu ersetzen suchen würde. Frau Förster war doppelt zart geworden, und dem alten Herrn würde die Lucke, die Annis Tod gerissen, dann wenigstens nicht alltäglich an seiner gestörten Ordnung bemerkbar.

Jetzt mögen sie angelangt sein. Minne erblickt im Geiste den alten William, wie er dem künftigen Haustöchterchen die Sachen abnimmt mit dem ersten schwachen Lächeln in dem faltigen Gesicht; sie sieht der melancholisch gewordenen Amalia Hauptschütteln, und ihr dröhnendes Baßorgan klingt mit einem entschiedenen: „'s halt doch net unser Goldannerl! Solch oin herzig's Madel gibt's ja nimmer auf dera elendigen Welt!" in ihr Ohr. Und da falten sich die schlanken Mädchenhände inbrünstig. „Deinen Ausgang segne Gott, liebe, kleine Schwester, deinen Eingang gleichermaßen!" tönt es feierlich durch das stille Zimmer.

Vom Schicksal der Schwester schlagen sich die leichtfüßigen Gedanken eine Brücke in die eigene Zukunft. Der trübe Schleier, der noch nicht aus des Mädchens Augen gewichen ist, seitdem man die geliebte Freundin in die kalte Friedhofserde gebettet, verdichtet sich zum herzergreifenden Ausdruck getäuschter Lebenshoffnung.

Es ist alles zu Ende! Er weiß, daß sie hier ist, Mietz hat es ihm gesagt. In den Feiertagen war es, und jetzt ist Mitte Januar. Wie weh das tut, nun einsam zu sein fürs Leben! Ein Zittern läuft durch die schlanke Gestalt, dann übergießt lichte Schamröte die bleichen Wangen. „Verzeih, Mütterchen, ich habe ja dich, und solange du bei mir bleibst —" Wieder wird es still im Gemach. Die Stirn an die Scheiben gepreßt,

starrt Minne hinunter in das spärliche Treiben der kleinen Straße. Ihre Gedanken sind weit, weit weg, droben in den lichten Höhen, wo die weilt, der verschmähte Liebe das Herz gebrochen. Ein resigniertes Lächeln umspielt den kleinen Mund. Sterben würde sie nun nicht daran. Sie war doch wohl aus anderem Holz geschnitten als das quecksilberne Herzchen, das immer so zart gewesen. Nein, ans Leben ging es ihr nicht, aber ob sie je wieder würde lachen lernen? Sie glaubt es nicht.

Minne zuckt zusammen und blickt dann angestrengt auf die Straße, wo eben eine hohe Männergestalt herankommt. Glühende Röte und Totenblässe wechseln auf dem verstörten Gesichtchen, und die Brust hebt sich unter stockenden Atemzügen. Der Herr schreitet rasch aus; er hält das Haupt gesenkt. Minne kann sein Gesicht nicht sehen, aber sie kennt ihn, würde ihn unter Tausenden erkennen. Und die fast erstorbene Hoffnung regt die Schwingen, als wolle sie die verzagte Seele wieder aufwärts tragen in die seligen Gefilde der Glückeszuversicht — sekundenlang nur, da verschwindet der Mann in einem Hause schräg gegenüber, und Minne, mit deren Herzen der Zufall so grausam Fangball gespielt hat, sinkt mit einem leisen Weheruf in die Knie. Doch gleich rafft sie sich wieder auf. Seltsam entschlossen leuchten die Rehaugen aus dem blassen Gesichtchen. Gewißheit muß sie haben! Eine Frage hat der Mensch ja frei an das Schicksal.

Mit hastiger Hand kleidet sie sich zum Ausgehen an, und dabei hallt ihr unaufhörlich ein Vers durch die Seele, den sie irgendwo gehört:

Klar muß es sein! Ich kann entsagen,
Wenn mir's das Schicksal zubestimmt;
Viel leichter als den Zweifel tragen,
Der Kraft auf Kraft mir stückweis nimmt.

Und während sie das Haus verläßt und langsam die Straße hinunterschreitet, wiederholt sie sich die wenigen Zeilen, als könnte sie daraus Kraft schöpfen für die Entscheidung der nächsten Minuten. Es ist kein unweibliches Unterfangen, wenn sie eine Begegnung herbeiführt, um aus seinem Antlitz, aus seinen Augen, aus seinen Worten sich Gewißheit zu holen, daß er ihrer Liebe nicht wert ist. Die innere Stimme würde sie warnen, wenn sie Unrecht vor hätte.

Und da hört sie seinen Schritt hinter sich. Er zögert, er hat sie erkannt. Von einer inneren Macht getrieben, wendet sie sich. Sie kann es nicht hindern, daß ihre Augen freudig aufleuchten, als sie endlich — nach zweijähriger Trennung — die geliebte Gestalt umfassen dürfen, aber der Mund bleibt fest geschlossen, und so erwartet sie seine Anrede. Und er, er kämpft sekundenlang, sie sieht es wohl, ach, so grausam deutlich, aber wie sie nun vor ihm steht, so stolz und schlank, eine ernste, ach so süße Frage in den Augen, mit dem leisen Schmerzenszug um den Mund, da ergreifen all die egoistischen Vernunftgründe, die seine Seele fern von ihr umstrickt haben, die Flucht vor dem Zauber dieser reinen Mädchenerscheinung. Er streckt ihr noch ein wenig befangen die Hand entgegen, und sie legt die ihre mit einem kaum merklichen Zögern hinein.

Es ist ganz kalt und still in ihr geworden. Die braunen Augen haben erstaunlich gut gelernt, im Menschenantlitz zu lesen.

Doktor Mansfeld befindet sich wieder ganz unter dem Bann seiner Liebe, die seit zwei Jahren zum ersten Male wieder frei vom Joche der Vernunft aufatmen kann. Er beachtet es nicht, oder will es nicht beachten, daß Minne sich in ihrem Wesen gegen ihn sehr, sehr verändert hat. Sie ist liebenswürdig, fast heiter — er darf es ja nicht merken, daß ihr das Herz blutet. Doch das Vertrauen, das felsenfeste zu seiner edlen Männlichkeit, das, für den selbstvergessenen Armenarzt erwacht, ihr ganzes Sein bald mit glühender Verehrung für den Geliebten erfüllt hatte, und welches ihr im Verkehr mit ihm eine so unbeschreiblich liebreizende Scheu eingeflößt, das Vertrauen ist wie ausgelöscht.

Sehr bald bleibt sie stehen, sich zu verabschieden. Nicht daß sie am Ende ihrer Kräfte wäre, o nein, sie könnte neben ihm herschreiten stundenlang und immer staunen und staunen, daß solcher Irrtum möglich ist. Aber ihre Mission ist erfüllt, die Frage an das Schicksal beantwortet.

Er hält ihre Hand lange fest. Ahnt sein Herz, sein besseres Selbst, daß er sie zum letzten Male in der seinen hält? Wohl nicht, denn er bittet dringend, sie bald besuchen zu dürfen. Sie lächelt unmerklich.

„Gewiß, Herr Doktor, aber ich bin nur noch drei Tage hier!"

„Ich werde mir erlauben —"

„Bitte schön." Sie blickt ihn noch einmal an. So also sieht er aus, so wird er in ihrer Einsamkeit im Herzen fortleben — so —

Sie wendet sich ab.

Als Frau Debach nach Hause kehrt, findet sie Minne mit verweinten Augen am Fenster lehnend. Bei ihrem Eintritt wendet sie sich um. Sie liegen einander in den Armen.

„Armes Muttchen! Ich reise übermorgen, Mutti."

„So bald schon, meine Minne?"

„Ich muß. Übrigens, ich sprach Doktor Mansfeld; er will uns binnen drei Tagen besuchen!" Wie hart die junge Stimme klingt.

„Willst du nicht wenigstens so lange warten?" Sekundenlang ist alles still, dann hebt Minne den Kopf von der Mutter Brust.

„Er kommt ja doch nicht, verlaß dich darauf!" Frau Debach seufzt tief auf.

„Du bist mein verständiges Kind und weißt stets, was du tust! Also reise mit Gott!"

Das Mädchen ist niedergesunken. Die zärtliche Mutterhand streichelt lind das braune Haupt, das sich in ihren Schoß gebettet hat — es ist ganz still im Gemach.

19. Kapitel.

Du hattest die Sehnsucht in Schlaf gewiegt
Und glaubtest, du hättest nun Ruh,
Es hatte dein Herz der Verstand besiegt,
Und vernünftig geworden warst du.
Du wolltest nicht hoffen noch harren mehr
Auf kommendes süßes Glück —!
Du sahest das Leben so liebeleer
Und drängtest die Träume zurück.

Zum vierten Male blühen die Spätrosen auf Annis Grabe. Sie neigen die schweren, blassen Häupter und lassen es in wehmütiger Ergebung zu, daß der böse Herbstwind an ihnen zerrt und zaust und sein Spiel mit ihnen treibt. Sie sind müde — ach, so müde!

Und viele, viele Meilen entfernt steht eine schlanke Mädchengestalt am Fenster. Der See rollt seine Wogen donnernd gegen die Kaimauern und schleudert seinen dampfenden Gischt hoch empor, daß die letzten Rosen des jardin anglais in dem übersprühenden Sturzregen zusammenschauern. Und die Einsame denkt an das ferne Grab in Deutschland, an das heiße Herz, das dort zur Ruhe gekommen, und sie seufzt tief auf.

Wild rüttelt der Sturm an den Fenstern des Hotel Metropole, peitscht die Wipfel der Bäume fast zur Erde, läßt sie wieder aufschwellen, um sie im nächsten Moment um so grausamer zu ducken, und stürzt sich schließlich mit aller Wucht auf den Unvorsichtigen, der es wagt, die Montblancbrücke zu betreten. Hei, wie er sich verfängt in dem weiten Mantel des Fremdlings, wie er ihn vor sich hertreibt und dann plötzlich gegen das Brückengeländer wirft, daß er in die Knie sinkt vor dem gefürchteten, tollen Quälgeist der Genfer: der Bise —

Minne starrt mit angstvollen Augen hinaus. Diese Gestalt — nein, es kann nicht sein, die Phantasie täuscht sie, und die Entfernung ist ja auch viel zu groß, um ein Erkennen zu ermöglichen. Er kniet noch immer. Ob er verletzt ist? Ob ihm niemand zu Hilfe eilt? Ihre Blicke irren die Straße hinauf, hinunter — kein Mensch — kein Wagen, alles wie ausgestorben. Noch überlegt sie, ob sie aus dem Hotel Hilfe senden soll, da glaubt sie zu bemerken, daß der Mann sich aufrichtet. Es ist so; an das Brückengeländer geklammert, tastet er sich vorwärts. Als er, am jenseitigen Ufer angelangt, ihren Blicken entschwindet, atmet sie wie von einer großen Gefahr befreit auf und preßt dann beide Hände verwundert auf das hochklopfende Herz. „Torheit, als ob solche Sinnestäuschung mich nicht schon oft genarrt hätte!" schilt sie sich mit dem müden Lächeln, wie es wohl eine kranke Mutter für den unverbesserlichen Liebling hat.

Man klopft. Auf Minnes freundliches „Entrez!" erscheint das Stubenmädchen und hinter ihr der Garçon mit dem Fremdenbuch. „Si, Madame, voulait bien —" Ja, sie will. Sie gestattet auch dem hübschen Mädchen im blendend weißen Häubchen, das gleich nach der Ankunft benutzte Waschgerät in Ordnung zu bringen, nur möge sie vorsichtig sein, da im anstoßenden Salon die Dame sich auf den Diwan niedergelegt habe. Die Kleine knixt allerliebst, dann lächelt sie.

„Excusez, mademoiselle, wenn aber Fräulein lieber deutsch mit mir sprechen — ich bin eine Landsmännin von Fräulein und heiße Kätchen." Über Minnes schwermütiges Gesicht fliegt ein heller Schein.

„Das freut mich, also Kätchen! Da werde ich mich an Sie wenden, wenn ich einer Auskunft bedarf." Mit einem abermaligen Knix begibt sich das Stubenmädchen an die Arbeit, während Minne das Fremdenbuch zur Hand nimmt. Schon hat sie die Feder eingetaucht, um ihren und ihrer Herrin Namen niederzuschreiben, als ihr Blick an wohlbekannten Schriftzügen haften bleibt.

„Willi Kleinschmidt junior, Kaufmann, und Frau" und darunter der Vermerk des Portiers: partis pour Chamonix, dazu das Datum des vergangenen Tages.

Minnes Antlitz ist plötzlich in Rosenglut getaucht. „Kätchen!" ruft sie unwillkürlich und stockt, aber da steht die Kleine schon vor ihr, die munteren Augen erwartungsvoll auf sie gerichtet.

„Plait-il, mademoiselle? Was wünschen Sie?"

„Ach, ich lese da einen Namen, der mir bekannt scheint, ein deutsches Ehepaar Kleinschmidt!"

„O ce ça!" Der Mund des Kammerkätzchens geht wie ein Mühlrad. „Das war der große blonde Herr mit der zierlichen schwarzlockigen Frau. So was Vergnügtes können Sie sich gar nicht vorstellen, Fräulein, wie die Kinder, vraiment. Alles schaute auf sie bei der Table d'hote. Die junge Frau war schön wie eine Zigeunerin und das reinste Sprühteufelchen neben allen unseren steifen englischen Misses. Sie lachte und schalt und kommandierte, und der Herr Gemahl hätte sie auffressen mögen vor lauter Liebe, das sah man ihm an den Augen an. Und wirklich ein gutes Herz hatte sie! Einmal, ich deckte die Betten ab — aber wie ist mir denn, Fräulein, in eben diesen Zimmern haben sie ja logiert, Salon und Schlafraum, genau wie Sie. — Also ich decke die Betten ab, und er stand am Fenster und blickte lächelnd auf die junge Frau, die am Boden kniete und in seiner Geldtasche herumsuchte. Dann zog sie einen Fünfhundertfrankschein hervor, o, ich sah es ganz genau, und hielt ihn ihm fragend hin, während sie die schwarzen Feueraugen schalkhaft zu ihm aufschlug. Er nickte und da sprang sie auf, umhalste in stürmisch und rief: O Willi, wie großmütig du bist! Das gibt ein entzückendes Souvenir an Genève la belle.!! Als sie dann zum letzten Male ausgehen wollten, vermutlich um das Andenken zu kaufe

trug man gerade eine Frau durchs Portal, welche überfahren worden war und hier den Notverband erhalten sollte. Der Portier Mr. Duchont kannte sie; sie lebt in den allerbedürftigsten Verhältnissen. Das hörte die junge Frau Kleinschmidt, die zitternd und totenbleich der Bahre gefolgt war. Darf ich? fragte sie ihren Mann mit ihren großen Augen, und im selben Moment schon hatte sie den Fünfhundertfrankschein der Unglücklichen gereicht. Sie gingen nicht mehr in die Stadt. Am nächsten Morgen, als sie mit Beabsichtigt abreisten, wurde die junge Frau wieder ganz blaß, als sie an der Portierloge vorbei mußte. Sie erkundigte sich ganz genau nach der Verunglückten und schickte ihr viele Grüße in die Charité. Dabei sah sie aus wie ein Engel. Man merkte, sie hatte noch nicht viel Elend gesehen in der Welt."

Die Kleine hat sich ganz in Begeisterung geredet, und Minna lauscht ihr mit träumerischem Interesse.

„Also sehr hübsch ist sie?" fragt sie auf echte Frauenart.

„O, mademoiselle, entzückend, ravissante, und so zart wie eine Fee! Wenn der Herr Gemahl sie im Scherz die Treppe herauftrug, sah's aus, als hätte er ein Kind im Arm. Wenn sie neben ihm stand, hob sie sich immer auf die Zehenspitzen oder sie kletterte auf einen Schemel. Sie wollte gar zu gern groß sein, und es war zu drollig, wenn sie dann die Fäustchen schüttelte und ausrief: Ich habe einen Zorn! — Sie hatte ein kleines Gesichtchen, und durch die braune Haut leuchtete das Blut wie Purpur; ein winziges Mündchen, die niedlichsten Hände und Füßchen, die ich je gesehen, und die größten, feurigsten Augen. Wahrhaftig, Mademoiselle, ein Bijou von einem Geschöpfchen."

Minna ist allein und denkt an diese großen feurigen Augen, und ihre lebhafte Phantasie malt ihr das ganze liebreizende Persönchen vor, wie es den Garten herz- und sonnetrinkend umgaukelt. „O Willi, lieber, alter, guter Willi, wie freut mich dein Glück! Glaub's schon, daß sie besser zu dir paßt als ich unansehnliche, schwerfällige Person!" Fast andächtig blickt sie im Zimmer umher, das „dein Glück" gesehen hat. Gottlob, daß ihr wenigstens dieser Herzenswunsch erfüllt ist.

Und dann steigt es schimmernd vor ihr auf, ein Phantasiegebilde. Sie sieht sich an des blonden Willi Seite als Hausfrau walten, ernst und still. Alles ist behaglich und tadellos. Sie liest ihm jeden Wunsch von den Augen ab, es gibt keine Aufregung, keinen Streit, alles geht am Schnürchen, im Haushalt und im Geschäft. Aber freilich, Willis Augen haften nicht auf ihr, als wolle er sie vor Liebe verschlingen, es kommt ihm auch nie der Gedanke, sie auf den Arm zu heben und für ein Souvenir fünfhundert Frank auszugeben, würde weder sie fordern noch er ihr gewähren. Aber zufrieden sind sie beide mit ihrem Los, und da Zufriedenheit das wahre Glück bergen soll, sind sie am Ende auch glücklich. Minna seufzt leise auf. Das, was die letzten Jahre ihr an Glück gebracht hatten, was sie an solchem noch von der Zukunft erwartete, das hätte sie bestimmt auch an der Seite des ehemaligen Verlobten gefunden. Und sie hätte ein Heim gehabt, hätte vielleicht das Mütterchen bei sich tragen, dem heranwachsenden Schwesterlein eine freundlichere Jugend bereiten können. Reue? — Nein! Ihm, dem der erste Traum ihres Herzens gegolten, hatte sie mit der Hergabe seiner Freiheit den Besitz des gegenwärtigen Glückes ermöglicht. Und sie selbst, Herrgott, war sie nicht glücklich gewesen in jenen zwei Jahren, da sie auf die Begeisterung eines edlen Mannes gebaut hatte, ach so fest, so felsenfest!

Draußen heult die Bise, die Tochter der Schweizerseen, wild und unwirsch wie die eisige Heimat, aus der sie kommt. Sie fährt in die verborgensten Winkel, und was lange in Frieden geruht, schleift sie auf und jagt es vor sich her im tollen Wirbeltanz. Und was, das ungestüme Naturkind für so holde Genien, bedeutet die entgleichende Erinnerung für das Mädchenherz. Es stürmt und tobt darinnen, alle Stimmen werden laut, längst Begrabenes erwacht, und die Sehnsucht, unterdrückte Sehnsucht nach jenen Träumereien, in deren dunklen Tiefen sie mit dem letzten Blick alle Hoffnung auf Glück und Liebe versenkt hat, erwacht mit übermächtiger Gewalt. Aber die Schätze ihres Lebens sind versunken im Meer der Verzweiflung, und nur ein Wunder Gottes könnte sie wieder ans Licht des Vertrauens heben. Doch die Zeit der Wunder ist ja vorbei.

So sinnt und kämpft und grübelt Minna, und jedesmal, wenn der Sturm aufheult, erscheint jene fremde Männergestalt auf der Montblancbrücke vor ihrem geistigen Auge, wie sie vor dem Toben des entfesselten Elements schutzbedürftig zusammenzuckt, dann aber, sich trotzend aufrichtend, langsam, aber sicher den verderbenbringenden Armen der ungestümen Windsbraut entweicht. Sie scheucht das Bild von sich, doch es kehrt hartnäckig zurück, und plötzlich — einer innern Ideenverbindung folgend — bricht es ihr von den Lippen: „O Liebling, Liebling, warum sollte es dir nicht gelingen, stark und willenskräftig wie du bist, dich den Armen des Abgrunds zu entreißen!" Unmöglich wäre es nicht, aber es wäre ein Wunder Gottes!" (Fortsetzung folgt.)

Die Erlösten.

Eine Weihnachtsgeschichte von Walter Harding.

(Nachdruck verboten.)

„Die Post ist inzwischen gekommen, Frau Wiesendal."

„Gut, Fräulein Käte."

„Da ist ein Brief dabei, Frau Wiesendal, dafür hab' ich vierzig Pfennige Strafporto —"

„Was?! Sie sind wohl nicht klug! Was fällt Ihnen denn ein? Habe ich Ihnen nicht ein für allemal gesagt, daß ungenügend frankierte Briefe zurückgehen?"

„Entschuldigen Sie, Frau Wiesendal, — der ist aber gar nicht frankiert. Da dachte ich —"

„Ach, Sie dachten: Wenn Sie sich das bloß abgewöhnen wollten. Sie sehen ja, was dabei herauskommt."

Die alte energische Dame schritt entrüstet auf ihren Schreibtisch zu und wühlte in den eingelaufenen Postsachen, während die junge Stenotypistin sich mit puterrotem Gesicht wieder an ihr Schreibmaschinchen setzte. Frau Wiesendal begann die Briefe sorgfältig aufzuschneiden, auseinander zu falten und zu lesen.

Aber sie war heute gar nicht recht bei der Sache. Von Zeit zu Zeit ertappte sie sich dabei, wie ihre Augen von den Schriftstücken wegwanderten und ernst träumerisch in das Schneetreiben vor den Fenstern hinausschauten. Ja, hinausschauten! Es war etwas von trostloser, verzweifelter Sehnsucht in diesen verlorenen Blicken. Alljährlich in der Weihnachtszeit kam ein Gefühl der Schwäche und Hilflosigkeit über das starke Herz der erfahrenen Frau, die sonst mit nie erlahmendem Arbeitseifer alle Geschäfte des großen literarischen Bureaus „Fidelitas", dessen Leitung sie nach dem zu frühen Tod ihres Gatten übernommen hatte, zu besorgen pflegte.

Copyright by Franz Hanfstaengl, München. **Heilige Nacht.** Nach einem Gemälde von Carl Marr.

Immer gehorchten ihre Gedanken ihrem Willen, nur in diesen Weihnachtstagen nicht. Da gingen sie ihren eigenen Weg. Einen Weg, der aus dem brennenden Schmerz völliger Einsamkeit durch herbsten Kummer und schwere Sorgen rückwärts führte in eine Zeit sonnigen Glücks, in eine Zeit, die den treuen Gatten und einen heißgeliebten Sohn noch an ihrer Seite gesehen hatte.

Den einen wie den andern hatte das unerbittliche Schicksal ihr geraubt. Das war so lange her. Aber ihr armes Herz war noch immer nicht mit seinem Leid fertig geworden, und wenn diese Tage allgemeiner Festfreude kamen, dann brachen die alten Wunden immer von neuem auf, dann übermannte eine qualvolle Unruhe die tapfere Frau, dann —

Ach! sie wußte es ja nur zu gut, wie töricht diese zitternde Erwartung eines Wunders war, mit der sie dem Nahen des Christtages dann entgegensah. Sie wünschte sehnlich, daß ihr endlich einmal Bestätigung würde für den Tod Erwins, ihres Sohnes, dieses unglücklichen Gestrauchelten, den die Härte des Vaters vor fünfzehn Jahren aus dem Hause getrieben hatte. Nie wieder hatte sie von ihm gehört, keine Spur hatte er hinter sich gelassen; ein unseliger Brausekopf, hatte er sich in den Wogenprall des Lebens gestürzt, um an irgendeiner Klippe zu zerschellen.

Kein Zweifel, — er war längst untergegangen. Längst deckte ihn irgendwo die fremde Erde als einen Namenlosen, wie einen jener Strünken(?), die das Meer an den Strand wirft.

Aber alljährlich, um die Weihnachtszeit, war es der einsamen Frau, als müßte auch ihr eine frohe Überraschung bereitet sein, als müßte auch sie noch einmal eine große Weihnachtsfreude haben, und ihr mütterliches Herz wurde weich wie das eines Kindes.

Frau Wiesendal warf einen raschen Blick nach dem jungen Mädchen hinüber, und als sie sich überzeugt hatte, daß sie unbeachtet war, trocknete sie schnell mit dem Taschentuch ihre Augen.

Dummheiten! Arbeit ist die beste Waffe gegen diese lächerlichen Sentimentalitäten!

Sie setzte die scharfe Lesebrille auf die Nase und vertiefte sich in das Studium der Manuskripte, die heute zahlreicher als je zur Prüfung eingereicht worden waren.

Jetzt fiel ihr der dicke, große Brief in die Hände, für den die Stenotypistin vierzig Pfennige bezahlt hatte.

Ein zerknittertes Kuvert, das so aussah, als hätte es schon weiß wie lange in einer schmutzigen Manteltasche gesteckt. Eine zittrige, ängstliche Schrift. „An die Redaktion des Literarischen Bureaus „Fidelitas" in Berlin." Nicht einmal die Straße war angegeben. Woher kam es? — Poststempel Danzig. — Und der Inhalt? Ein, — zwei — — fünf Skizzen. Auf allerhand Blätter gekritzelt. Kleine karierte Blätter, die von Briefbogen abgetrennt schienen. Lange und schmale Zettel, die ärztlichen Rezeptformularen glichen. Größere, vergilbte Papierstreifen jeder Gattung und Form. Und alle bedeckt von dieser winzigen, angsterfüllten Schrift eines Geizigen, dem jeder Fetzen Papier ein kostbarer Besitz ist.

„Das kann ich nicht lesen", sagte Frau Wiesendal laut und legte das sonderbare Manuskript beiseite. „Es ist wirklich eine Ungezogenheit, einem solches Zeug ins Haus zu schicken. Und unfrankiert!"

„Entschuldigen Sie, Frau Wiesendal," wagte die kleine Stenotypistin einzuwenden, „es ist vielleicht ein ganz armer Mensch, der das Geld für die Briefmarken nicht auftreiben konnte und seine Arbeit auf gut Glück fortgeschickt hat."

Die Prinzipalin sah streng zu ihr hinüber.

„Meinen Sie, Fräulein Käte?"

„Verzeihen Sie nur, Frau Wiesendal!" stotterte das Mädchen. „Aber, wenn nun einer nicht gerade betteln will und glaubt vielleicht etwas Brauchbares geschrieben zu haben —"

„Das glauben sie alle", sagte die alte Dame. „Aber gut, ich werde versuchen, wenigstens eines von den Dingern zu entziffern."

Frau Wiesendal kämpfte mit der entsetzlichen Schrift des sonderbaren Manuskripts. Zweimal schon war sie nahe daran, aufzuhören. Plötzlich merkte sie zu ihrer Verwunderung, daß sie schneller und schneller darüber hinlesen konnte, daß sie Wort um Wort förmlich erriet, daß sie in Gedanken immer schon das folgende ergänzen konnte, ehe ihr Auge es noch aufgenommen hatte.

Es lag nicht daran, daß die Skizze besonders trefflich geschrieben war, daß der klare Aufbau das Verständnis erleichterte. Nein, nein! Es lag an etwas ganz anderem. Da wurde ein Zimmer geschildert, — ein Arbeitszimmer, — rote Tapeten, — zwei Fenster mit braunen Ripsvorhängen, ein Schreibtisch, ein Ledersofa, ein großer Bücherschrank, die Majolikalampe über dem runden Tisch inmitten des Brüsseler Teppichs, — zwei Stiche an der Wand — —

Mein Gott! mein Gott! —

Frau Wiesendal bedeckte ihre Augen mit beiden Händen und sann. Dann ließ sie die Blicke langsam umhergehen. Da stand das Ledersofa, dort hingen die beiden Stiche. Dort war der Bücherschrank. — Stück um Stück alles genau so, wie es da beschrieben war, — nur anders geordnet. Und die Tapete war gelb. Und unter dem Tisch lag ein Smyrna.

Aber — da wurde ein Bild in der Erinnerung lebendig, — ein Zimmer in der Alten Jakobstraße, wo die alte Frau zehn lange Jahre mit dem Gatten und ihrem Sohne gewohnt hatte, bis das Unglück kam. Ja! Wer das geschrieben hatte, der mußte dieses Zimmer genau gekannt haben.

Mein Gott! mein Gott!

Frau Wiesendal suchte hastig mit zitternden Händen nach dem Namen des Autors — —

„Törichtes Mutterherz!" schalt sie sich mit einem verzerrenden Lächeln, „hast du wirklich gehofft — ?!"

Albert Singer stand unter jeder der Skizzen.

Albert Singer? — Wer konnte das sein? — Irgend jemand, der früher bei ihr aus- und eingegangen war, — ein Freund oder doch Bekannter des verstorbenen Mannes. Ein schiffbrüchiger Bekannter. Sie erinnerte sich seiner nicht. Die Genossen jener glücklichen Zeit waren aus ihrem Gesichtskreis entschwunden, als das Unglück gekommen war. Als Wiesendal infolge des politischen Skandals seine Stellung als Chefredakteur verloren hatte und auf den Gedanken gekommen war, sich mit einem Literarischen Bureau unabhängig zu machen und sich von neuem emporzuarbeiten.

Irgendeiner von damals, der inzwischen vor die Hunde gegangen war. Und gewiß einer, der keine Ahnung davon hatte, daß sie — Frau Wiesendal — die Besitzerin der „Fidelitas" war. Erwin würde ja, — — aber nein! er konnte es auch nicht wissen, — er war ja damals längst nicht mehr daheim, — verdorben und gestorben —!

Vielleicht jedoch war es einer, mit dem sie wieder einmal über Erwin sprechen konnte? — Natürlich, wenn er das Heim in der Alten Jakobstraße gekannt hatte, dann mußte er auch Erwin, ihren Jungen, gekannt haben. — —

Vielleicht war das die ersehnte Festfreude, daß sie an diesem Weihnachtsabend mit einem armen Teufel zusammensaß und in wehmütigem Gespräch die Vergangenheit auferwecken würde. Vielleicht würde es ihr ein geringer Trost sein, an einem Unglücklichen, der gemeinsame Erinnerungen ihr nahe brachte, Gutes zu tun an diesem Tag der Weltfreude.

„Morgen ist Christnacht," murmelte Frau Wiesendal.

Nochmals nahm sie die Manuskripte zur Hand und versuchte zu lesen. Aber jetzt tanzten die Buchstaben wie schwarze Männchen vor ihren Augen. Tausend Gedanken jagten durch ihr Hirn. Ihr Herz hämmerte. Und plötzlich hatte der Entschluß sie überwältigt: morgen früh reise ich nach Danzig.

— — — — — — — — — — — — — —

Um die Mittagszeit stand Frau Wiesendal vor dem erbärmlichen Haus, worin Albert Singer wohnen sollte. Sie fragte sich in dem Hof durch und dann die Treppen hinauf unter das Dach. Eine einzige Tür hing da windschief in den Angeln. Eine Tür, die gar nicht so aussah, als ob sie zu einer menschlichen Behausung führte. Nicht einmal eine Klingel gab es.

Frau Wiesendal krümmte den Finger, um zu klopfen.

Da war es, als fegte ein Sturmwind in die verglimmende Asche eines Scheiterhaufens, so schlugen sich aufsteigende Flammen aus ihrem Herzen. Ein wilder Taumel packte sie. Ihre Gedanken verwirrten sich. Ihr ganzes Bewußtsein war Empfindung, ein sondernder Instinkt der Mutterliebe, der die nahe Erfüllung eines wunderbaren Geschehens plötzlich witterte. Die Tür flog auf. In das Dämmerlicht der engen Mansardenstube eilte Frau Wiesendal hinein und auf den hageren Mann zu, der vom Rande seines ärmlichen Lagers aufgeschreckt war.

„Erwin, — mein Sohn! mein Kind!"

Dann ein langes, stilles Weinen zweier erlöster Menschen.

Mohrle.

Von Karoline Eichler-Häusser.

(Nachdruck verboten.)

Frau Regina packte eifrig und voll Wichtigkeit die letzte Kollektion Spielsachen aus und hielt dem Gatten triumphierend ein pechkohlrabenschwarzes Mohrenbaby unter die Nase.

„Wie man nur einem vierjährigen Jungen ein solches Schauerding kaufen kann", brummte der Assessor. „Das Kind wird sicher die Fraisen bekommen, wenn es dies schwarze Scheusal nur erblickt. Einen Mohren! Als ob es nicht anderes Spielzeug genug gäbe!"

„Es ist ja gar kein Mohr, nur ein Mohrle", lachte Frau Regine lustig und ließ die beweglichen Arme des kleinen Afrikaners groteske Bewegungen ausführen; „Poldi ist doch ein so gescheites Kind, weit über sein Alter gescheit, der wird an dem schwarzen Rawuzel seine größte Freude haben."

„Hast du nicht unserer Lilly eine selbstfeuernde Kanone gekauft? Das wäre doch auch ein recht ‚originelles' Geschenk für ein Kind von drei Monaten."

„Du bist ein Brummbär!" schalt Frau Regine; „wart's doch ab, was Bubi zu dem kleinen Kerl sagt, ihm soll er doch Freude machen. Aber darin seid ihr Männer großartig, in eine Kinderseele könnt ihr euch nicht hineindenken."

„Oho!" protestierte der Gemahl. „Ich weiß aber, daß ich wie am Spieß geschrien hätte, wenn man mir ein so grausliches Ding auf den Tisch gelegt hätte."

„Ja, lieber Bruno," entschied Regine sehr von oben herab, „die jetzigen Kinder sind eben anders, die bringen schon einen ganz anderen Verstand mit auf die Welt!"

„So, so! Da ist am Ende mein Junge mit vier Jahren schon gescheiter als ich mit meinen zweiunddreißig!"

„Das nicht," beruhigte die kleine Frau tröstlich, „aber sie sind — nun, sie sind eben anders und darum müssen sie auch anders behandelt werden, die jetzigen Kinder. Denke nur über Bubi nach, welch einen Wissensdrang der jetzt schon hat —".

„Neugierde hat man's ‚früher' geheißen!"

„O nein! Aber mit Erklären ist Poldi schon nicht mehr zufrieden, er will selbst sehen, sich überzeugen."

„Ja, sag mir nur, was soll er sich denn bei dem schwarzen Deibel denken? Willst du vielleicht durch den scheußlich grellen Aufputz auf seinen Geschmack wirken? Wenn es sich schon um ‚richtige Begriffe' handelt, dann zieh wenigstens den bunten Faschingslappen herunter und leg den Mohrenbalg im Adamskostüm unter den Baum."

„Aber, Bruno!" zürnte die Gattin. „Zu weit darf man nicht gehen, man muß doch der kindlichen Phantasie Konzessionen machen."

„Jawohl, mit veritablen Eisenbahnen und elektrisch betriebenen Nähmaschinen — das regt die Phantasie ungemein an! Weißt du, was ich dem Jungen gekauft hätte? Ein Holzpferd um fünfzig Pfennig, dem er Schwanz und Ohren ausreißen und das er nach Wunsch in einen Löwen oder in einen Esel verwandeln könnte; damit beschäftigt ein Kind seine Phantasie und ist glückselig in imaginären Wirklichkeiten."

„Siehst du," frohlockte Frau Regine selbstbewußt, „da habe ich dich! Ein Kind soll nicht mehr den Schein für Wirklichkeit nehmen, sondern die Dinge kennen lernen wie sie wirklich sind!"

„Na," unterbrach sie der Gatte fuchswild, „dann werft doch gleich alle Märchenbücher ins Feuer und haltet den Dreijährigen ethnographische Vorträge! Was zu dumm ist, ist zu dumm! Schaff' mir den Mohrenbengel aus den Augen, sonst vergreife ich mich an ihm!"

Schützend preßte Regine das schwarze Ärgernis an die Brust, und mit Prophetenwürde entgegnete sie: „Bubis Mohrle! Du bist gehässig! Und Poldi wird doch die größte Freude an ihm haben."

„Nein, zum Donnerwetter, das wird er nicht, dazu habe ich ihm zu viel guten Geschmack vererbt!" ereiferte sich der Herr Papa und verließ wie ein grollender Zeus den Ort des Haders.

Und Bubi hatte entschieden! So liebevolle Blicke Frau Regine auf den Brillantring ruhen ließ, der auf blauem Atlasgrunde Funken sprühte, die höchste Wonne des Abends war doch das Bewußtsein: ich habe recht behalten!

Alle Wunder des Gabentisches verblaßten vor dem wolligen Krauskopf des perlengeschmückten kleinen Fremdlings, und Mohrle mußte sogar bei Tisch neben Bubis Teller liegen, was den konsternierten Papa fast um den Appetit brachte.

Als Bubi bereits schlief, das Mohrle im Arm, platzte die Bombe.

„Ich setze überhaupt keine Kinder mehr in die Welt! Eine solche Geschmacksverrohung, und da soll man noch an eine Zukunft glauben!"

Frau Regine fühlte sich durch die Drohung des Gatten augenscheinlich sehr wenig beunruhigt; denn sie lachte übers ganze Gesicht und sagte: „Na, zwei sind ja auch genug!"

Der Assessor starrte seine Gattin an, dann polterte er: „Ja, dir vielleicht, aber mir — — mir auch!" setzte er schnell hinzu, der Logik zuliebe.

„Also," lächelte Regine und sah ihn mit den schelmischen Augen neckend an, „dann sind wir ganz einig! Aber jetzt sei vernünftig und verdirb uns nicht das ganze Fest. Hat es dich denn nicht gefreut, wie wißbegierig Bubi nach allen Einzelheiten forschte, warum das Mohrle schwarz sei, ob es ein schwarzes oder weißes Seelchen habe und ob in Afrika alle Babys schwarz seien."

„Imponiert mir absolut nicht! Was braucht so ein Knirps von Afrika, von schwarzen oder weißen Seelen zu wissen? Mir kann ein Kind gar nicht dumm genug sein, und mit eurem ‚Gescheitmachen' richtet ihr, wie mit allen halben Aufklärungen, erst einen rechten Wirrwarr an."

Darüber war nun einmal keine Einigung zu erzielen, und der Abend endete nicht so harmonisch wie sonst. Einen Trost aber nahm der grollende Paterfamilias mit ins Bett: lange würde das unglückselige Mohrle nicht in Pracht und Herrlichkeit leben, Bubis „Wissensdurst" würde sich gar bald auf die inneren Qualitäten des Unholds erstrecken und — ein diabolisches Lächeln breitete sich über das blondbärtige Antlitz — diesem Wissensdurst würde er, der Herr Papa, nicht hindernd in den Weg treten.

Einige Tage später umschloß das Wohnzimmer im Hause Ruhlandt ein beneidenswertes glückliches Familienbild; an dem runden Tisch unter der elektrischen Lampe saß der Assessor in seine „Frankfurter" vertieft, ihm gegenüber Frau Regine, eifrig an einem schneeweißen Wolljäckchen häkelnd, und in der Spielecke saß in einem Korbstühlchen vor einem kleinen Tisch Bubi, natürlich mit Mohrle beschäftigt. Sein Plappermäulchen stand keinen Augenblick still, und Frau Regine schwelgte in Mutterstolz über ihr „denkendes" Kind und gab sich redlich Mühe, die oft sehr merkwürdigen Fragen so gut als möglich zu beantworten.

„Mama, wenn Mohrle stirbt, ist es dann ganz tot?"

„Ja, dann fliegt ein schneeweißes Seelchen fort, und die Mohrle ist ganz tot!"

„Kommt es dann in den Himmel?"

„Wenn es ein braves Mohrle war!"

„Anna sagt, die schwarzen Mohrle sind keine Christen und kommen nicht in den Himmel."

„Du mußt nicht auf das hören, was die Köchin sagt, sondern deiner Mama glauben. Der liebe Gott hat alle Menschen erschaffen, die schwarzen wie die weißen, und wenn sie fromm und gut sind, dann kommen sie alle in den Himmel, wo die vielen Englein sind und ein großer, schöner Christbaum brennt."

„Es ist nur ein Glück, daß du so konsequent an den ‚richtigen Begriffen' festhältst", lachte der Assessor boshaft.

„Das verstehst du überhaupt nicht!" rief Regine etwas verlegen.

„Nein, das verstehe ich auch nicht!"

„Mama, hat das Mohrle auch eine Seele? Wo?"

Lachend tupfte die Mutter mit dem Zeigefinger mitten auf Mohrles Brust und sagte: „Da!"

„Die möcht' ich sehen!"

„Das geht doch nicht; dann fliegt das Seelchen davon, und das Mohrle ist tot!"

Bubi wurde nachdenklich; plötzlich nahm er das Mohrle in beide Hände, trippelte zu seinem Papa, tippte auf die Brust des Afrikaners und sagte, halb bittend, halb befehlend: „Aufschneiden!"

Der Assessor warf die Zeitung auf den Tisch, zog das Taschenmesser heraus und antwortete äußerst entgegenkommend: „Machen wir, mein Junge, machen wir!"

„Bruno, du wirst doch nicht?" intervenierte die Gattin. Aber das Furchtbare war bereits geschehen — aus dem zerschlitzten Leibe quoll ein Strom feiner Sägespäne, und Mohrles Haupt fiel kraftlos an dem schlappen Körperchen nieder.

„Jetzt ist das Mohrle tot!" jubelte das Kind. „Gelt, jetzt fliegt gleich das Seelchen heraus?"

„Nein, Bruno," schalt die Gattin, „es ist unerhört, den Zerstörungstrieb eines Kindes zu unterstützen!"

„O, bitte," lachte der Assessor schallend, „den ‚Wissensdrang'!"

„Mama, wo ist denn das Seelchen?" rief Bubi mit dringlichem Eifer.

„Dummer Bub!" fuhr ihn die Mutter an, „nun ist's zum Fenster hinaus und das Mohrle ist tot!"

„Ich hab's doch gar nicht fliegen sehen", beharrte das Kind weinerlich; „ich möcht's doch fliegen sehen!"

„Jetzt sei still!" rief die Mutter ärgerlich; „du bist ein ungezogener Junge, ich rede heute kein Wort mehr mit dir; geh hinaus zur Anna!"

Bubi trollte gekränkt aus dem Zimmer, und der Assessor warf über seine Zeitung hinweg einen halb schadenfrohen, halb mißbilligenden Blick auf seine Frau, die mit grollender Miene Mohrles Unsterbliches von der Tischdecke entfernte.

„Ja, ja, konsequent seid ihr Frauen, das muß man euch lassen," spottete der Gatte; „erst großer Stolz, weil der Junge selbst sehen, sich überzeugen will, und jetzt, weil er's wahr macht, Feuer im Dach."

Regine schwieg trotzig.

„Warum mußte denn der schwarze Hanepampel durchaus eine Seele haben? Hättest du Poldi den Unsinn nicht eingeredet, dann hätte er auch nicht an das Aufschneiden gedacht, was mir übrigens ein besonderes Vergnügen war."

Ein jämmerliches Geschrei ließ plötzlich die Eltern jäh auffahren; „Lilly!" rief die Mutter und stürzte in das Nebenzimmer. „Jesus Maria! Bruno, zu Hilfe, zu Hilfe!"

Im blutbefleckten Hemdchen lag Lilly auf den Armen der totbleichen Mutter und daneben stand Bubi, Papas Federmesser hochhaltend und

mit ängstlicher Wichtigkeit rufend: „Aufpaß, Mama, gleich fliegt das Seelchen heraus!"

„Er hat sein Schwesterchen erstochen!"

„Still, Regine, so kreischt kein zu Tode getroffenes Kind; laß mich Lilly untersuchen und bring den Jungen weg Laß den Arzt rufen!"

Bebend kam Regine den Anweisungen nach; kein Zorngefühl gegen das unschuldig-schuldige Kind kam in ihr auf, nur wahnsinnige Angst beherrschte sie. Wenn Lilly starb, wenn Bubi der Mörder seines Schwesterchens wurde, wer trug die Schuld? Warum mit Begriffen spielen, für die einem Kinde jedes Verständnis fehlt?

Mit erhelltem Antlitz tritt ihr der Gatte entgegen: „Beruhige dich, Liebe. Lilly ist nur ganz leicht verletzt, in einigen Tagen ist alles wieder gut!"

„Gott sei Dank! Gott sei Dank!" schrie die Frau auf und sank in krampfhaftem Schluchzen vor dem Bettchen des Kindes in die Knie; Lilly lag mit einem Notverband ganz ruhig und grub spielend ihre winzigen Finger in die blonden Haare der Mutter.

An diesem Abend taten die Eltern ein heiliges Gelöbnis, und die kleine Narbe auf Lillys Brust wird sie dasselbe nie vergessen lassen.

Ein geplagtes Christkind. Originalzeichnung von M. Flashar.

Caritas.

Von Georg Persich.

(Nachdruck verboten.)

Der Beamte, der ihm zwei Tage vorher sein schriftliches Gesuch abgenommen hatte, deutete, als im Nebenzimmer ein Glockenzeichen gegeben wurde, auf die Portiere.

„Treten Sie ein, Herr!"

Seinen schäbigen Filzhut in der Hand behaltend, entsprach Konrad Eichberg der Aufforderung. Das Zimmer, dessen Schwelle er überschritt, war ein großer hoher Raum. Auf einem Schreibtisch in der Mitte brannte eine elektrische Lampe. Ein dunkelgrüner Schirm engte den Lichtkreis jedoch so ein, daß selbst die Person, die hinter dem Tische saß, im Schatten verschwand.

Eichberg verbeugte sich, ohne zu wissen, vor wem.

„Sie haben sich an unsere „Caritas" gewandt, damit diese Ihnen zu einer Beschäftigung verhelfen möge. Sie sind in sehr großer Notlage?"

Eine gedämpfte Frauenstimme hatte die Worte gesprochen und unliebsam überrascht hatte er zugehört.

Wenn er geahnt hätte, daß er Weibern würde Rede stehen müssen, nichts würde ihn zu diesem Bittgang zu bringen vermocht haben.

Er nickte nur.

„Wie lange sind Sie im Lande?"

„Drei Jahre."

„Und es ist Ihnen noch nicht gelungen, einen lohnenden Erwerb zu finden?"

„Nein."

„Und die Ursachen?"

Er lachte rauh.

„Ich bin wohl zu dumm für Amerika! Außerdem bin ich ein ausgemachter Pechvogel! Genügt Ihnen das?"

„Nicht ganz. Doch warum nehmen Sie nicht Platz?"

Mißtrauisch rückte er sich einen Stuhl zurecht.

Die wollte ihn augenscheinlich noch schärfer verhören, ihm womöglich den ganzen Lebenslauf ausfragen, damit seine Würdigkeit für einen Tropfen caritativen Balsams nur ja vollkommen zweifelsfrei festgestellt werde. Eine noble Mildtätigkeit!

Und als ob er einen Hinterhalt fürchte, so spähte er in das Halbdunkel hinein.

Er sah aber nicht mehr als die Umrisse einer Frauengestalt; deutlich nur eine feine, ringgeschmückte Hand, die auf der Sessellehne lag.

Er fühlte auch nicht, wie zwei Augen jetzt, wo sein Kopf dem Lichte näher war, forschend auf ihn ruhten, auf seinen eingefallenen, blassen Zügen, in die das Leben mit hartem Griffel so manche getäuschte Hoffnung, so manche sorgenvolle Stunde eingeschrieben hatte.

„Würden Sie jede Tätigkeit ergreifen, die wir Ihnen zuweisen?"

„Wäre ich zu euch gekommen, wenn ich noch die Wahl hätte?" wollte er erwidern. Er sagte aber nur: „Mir ist alles recht!"

„Und trotzdem wußten Sie sich allein nicht mehr zu raten?"

„Muß ich Ihnen darauf antworten, Madame? Ich denke, meine Anwesenheit wäre Antwort genug!"

Sie hob besänftigend die Hand.

„Bitte, keine falsche Empfindlichkeit! Ein Vorwurf sollte das nicht sein. Unsere Vereinigung verweigert selten ihren Beistand, sie fordert aber eines: volle Offenheit, Aufrichtigkeit!"

„Aha, das Verhör!" dachte er. „So fragen Sie mir nur ab, was ich Ihnen nach Ihren Satzungen an Offenheit und Aufrichtigkeit schulde!"

Sie überhörte den Spott.

„Nach den Erkundigungen, die wir eingezogen haben, waren Sie nicht mittellos, als Sie vor drei Jahren hier ankamen."

„Ich besaß noch einen Rest von der Abfindungssumme, die mir die Verwandtschaft für den Liebesdienst gezahlt hatte, schleunigst nach Amerika zu verschwinden. Meine leichtsinnigen Streiche hatten sämtliche Onkel und Tanten der Familie um den Schlaf gebracht."

„Sie fuhren erster Kajüte und erweckten den Eindruck eines wohlhabenden Mannes!"

„Das Billett erster Kajüte gehörte zu dem letzten verwandtschaftlichen Opfer. Ich hatte es mir ausbedungen, weil ich damals noch auf ein standesgemäßes Auftreten hielt. Aus derselben Gewohnheit dürfte sich mein Benehmen als wohlhabender Mann erklären lassen."

„Sie beteiligten sich an Wetten, die unter den Passagieren abgeschlossen wurden!"

„Auch das ist Ihnen bekannt? Nun ja — ich habe mitgewettet!"

„Und Sie gewannen?"

„Mitunter. Als ich landete, war meine Barschaft aber doch auf etwa tausend Mark zusammengeschmolzen."

„Gewannen Sie nicht einmal eine große Summe?"

Konrad Eichberg strich sich nachdenklich über die Stirn.

„Jawohl! Einmal gleich zehntausend Dollars. Aber es war nur ein Scherz! Nach vierundzwanzig Stunden war das Geld wieder in die Tasche seines früheren Besitzers zurückgewandert."

„Ein Scherz? Sie trieben Scherz mit einer Summe, die für Sie ein Vermögen bedeutete?"

Über sein Gesicht huschte ein verlegenes Lächeln.

„Ich konnte das Geld nicht behalten, Madame! Der Verlierer durfte es nicht verlieren. Er hatte mir die Wette selbst vorgeschlagen und sie war regulär von mir gewonnen worden, ich war auch sehr vergnügt, als ich die Zehntausend — ich hatte nur einen kleinen Betrag dagegen zu setzen brauchen — einstecken konnte! Daß der Mann furchtbar aufgeregt war, als er sich von dem Bündel Banknoten trennen mußte, merkte ich wohl, doch der eine verliert eben so, der andere so! Reich mußte er sein, sonst würde er nicht die für ihn so ungünstige Wette proponiert und mir förmlich aufgedrängt haben!"

„Und trotz aller dieser Erwägungen glaubten Sie das Geld nicht behalten zu dürfen?"

„Nein, und Sie mögen selbst urteilen: Jener Herr war schon einmal durch seine Wettsucht ruiniert worden und hatte sich nur schwer wieder hinauf gearbeitet. Er hatte seiner Frau und seinen Kindern das feste Versprechen gegeben, nie wieder wetten oder spielen zu wollen, und es war das erstemal nach sehr vielen Jahren, daß er auf der Rückfahrt von einer Reise nach Europa sich wieder von seiner alten Leidenschaft hinreißen ließ. Als er die zehntausend Dollars verloren, kam es wie ein Taumel über ihn. Er erklärte seiner Tochter, die mit ihm reiste, wortbrüchig sei er nun ja doch einmal geworden, jetzt sei ihm alles einerlei. Er würde jetzt so lange wetten, bis er den Verlust wieder eingeholt oder bis er sein ganzes Vermögen verloren hätte.

Das Fräulein war entsetzt, behielt aber glücklicherweise den Kopf oben.

Sie sprach mit mir, setzte mir auseinander, daß für sie und ihre Angehörigen ein mühsam aus Trümmern aufgebautes Glück auf dem Spiele stände und entwickelte dann einen recht klugen Plan: ich sollte ihrem Vater das Geld auf irgend eine Weise wiedergewinnen lassen. Wenn das geschehen, wollte sie ihn auf seine Zusage festlegen, nicht mehr wetten zu wollen, sobald der Verlust ausgeglichen sei."

„Ein kluger Plan?" meinte die Zuhörerin ironisch. „Mir scheint, die junge Dame war unerlaubt klug!"

„Ich sollte doch keinen Schaden haben!" erwiderte er eifrig. „Sie wollte mir alles später ersetzen, wollte es mir sogar schriftlich geben!"

„Und das haben Sie nicht angenommen?"

Er warf ihr einen kühlen Blick zu.

„Madame! Ich habe mich über dieses Erlebnis wohl schon so eingehend ausgelassen! Möchten Sie nicht Ihre anderen Fragen stellen?"

„Oh, noch nicht! Es ist viel zu wichtig, zu erfahren, wie weit Sie in Ihrem Leichtsinn gegangen sind! Der ‚kluge Plan' gelang?"

„Ja."

„Und haben Sie Ihr Geld wieder bekommen?"

„Mein Geld? Ich habe mir eingebildet, ich hätte es nie besessen."

„Und auch in Ihrer jetzigen Lage haben Sie keine Schritte getan, die Schuld einzufordern?"

Er blickte wieder zu Boden.

„Einmal bin ich dem Fräulein begegnet. Ich wollte es anreden — nicht wegen des Geldes, sondern — —" er stockte. „Aber meine Kleidung war schon zu schlecht. Als ich an mir herabsah, schämte ich mich und ging ihr aus dem Wege."

„Und dieses Fräulein? Hat es Sie nicht gesucht? Oder sollte es sich bei dem Troste beruhigt haben, Sie seien so reich, daß Sie den Verlust der zehntausend Dollars leicht verschmerzen könnten? Es gibt doch keine andere Entschuldigung!"

Konrad Eichberg wußte noch eine:

„Es ist ja schon drei lange Jahre her!"

Er sagte es und griff, wie geblendet, nach den Augen.

Die feine, beringte Hand der „Caritas"-Vertreterin hatte die Lampe berührt. Sie war bis zur halben Zimmerhöhe emporgeschnellt und strahlte ihr Licht nun in weitem Bogen aus.

Als ihm die Helle erträglich geworden, sprang er verwirrt auf. Das hübsche Gesicht, in das er blickte, war ihm nicht fremd, und dennoch erschrak er.

„Fräulein!"

„Endlich habe ich Sie gefunden!" rief sie frohlockend. „Endlich! Sie haben es mir nicht leicht gemacht, und ich danke es nur dem Umstande, daß mir, als Vorstandsdame der „Caritas", Ihr Gesuch vorgelegt wurde, wenn Sie mir nun nicht mehr aus dem Wege gehen können. Jetzt halte ich Sie fest, bis wir abgerechnet haben! Ihre zehntausend Dollars sind zinstragend angelegt. Papa hat es selbst in seinem Testamente so bestimmt, als er im vorigen Jahre starb, und Sie können jederzeit über das Geld verfügen."

Er sträubte sich, er wollte kein Eigentumsrecht mehr anerkennen.

„Wollen Sie denn ewig ein schlechter Geschäftsmann bleiben?" fragte sie da fast verzweifelt. „Und dann behaupten Sie, Sie seien zu dumm für Amerika, und ein Pechvogel dazu! Sie haben nur keinen Zahlensinn und können nicht rechnen! Aber Sie sind noch jung genug, um es zu lernen. In unserem Geschäft wird gut gerechnet, auch ich rechne fleißig mit. Wollen Sie sich in unsere, in meine Lehre geben?"

Das nahm er mit Freuden an.

Und als sie sagte: „Ihr Kapital werde ich verwalten, bis Sie Ihre Lehrzeit mit Erfolg beendet haben!" da konnte er zum ersten Male nach langer Zeit wieder aus fröhlichem Herzen lachen. Und ihnen beiden war, als öffne sich die rosenbekränzte Pforte zu einer lichten Zukunft.

Unsere Bilder.

Die Weihnachtstage stehen vor der Türe, und mit diesem von süßem Zauber umwobenen Feste beschäftigen sich auch die Bilder unserer heutigen Nummer. „Fröhliche Weihnachten" sind es für die beiden kleinen Menschenkinder unter dem Christbaum auf unserem ersten Bilde. Die glücklichen Augen sagen deutlich, daß ihre frohen Erwartungen erfüllt worden sind. — An zweiter Stelle reproduzieren wir das Gemälde „Heilige Nacht" von Karl Marr. — „Ein geplagtes Christkind" haben wir für unser drittes Bild abkonterfeit. Der robuste schwerbepackte Landbriefträger wandert auf der verschneiten Landstraße dahin; er bringt den Dörflern greifbare Weihnachtsgrüße aus der Stadt. — Den Schluß bildet eine recht nüchterne Situation: „Weihnachtsabend eines Junggesellen". Bei einem spärlichen, in einer Flasche steckenden Tannenzweige und einem Glase Wein feiert er seine Weihnacht. Na — vielleicht gehts übers Jahr auch bei ihm schon lebhafter zu.

Weihnachtsabend eines Junggesellen

Allerlei.

[Aussterbende Tiere.] Immer wieder ertönt die Klage, daß der Mensch durch ganz unvernünftige Verfolgung eine Reihe von nützlichen Tieren zu einem raschen Aussterben bringt, und es sind auch schon einige Maßregeln getroffen worden, um dieser Vernichtung Einhalt zu tun. Immerhin genügen die bisher getanen Schritte durchaus nicht, und es ist daher besonders dankenswert, daß der Herausgeber der Monatsschrift Zoologist sich die Mühe genommen hat, eine Statistik über die Ausrottung der Tiere zusammenzustellen. Er kommt auf die Vernichtung der afrikanischen Antilopen und Quaggas zu sprechen, und dann vor allem auf die Elefanten. In der Zeit von 1856—1876 kamen jährlich im Durchschnitt 1 500 000 Pfund Elfenbein aus Afrika nach Europa, außerdem wurden 250 000 Pfund nach Indien und 150 000 nach Amerika ausgeführt. Zur Lieferung dieser Elfenbeinmasse sind ungefähr 51 000 Elefanten getötet worden. Ein neuer Vernichtungskampf ist seit einiger Zeit gegen die Alligatoren in Florida entbrannt, deren Haut einen beträchtlichen Handelswert bildet. In ganz unsinniger Weise hat sich erst in letzter Zeit die Jagd auf Känguruhs und Beuteltiere in Australien entwickelt, wahrscheinlich wegen der Schätzung, die den Känguruhschwänzen von Feinschmeckern zuteil wird.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Schippang, Düsseldorf.
Druck der Düsseldorfer Verlags-Anstalt Akt.-Ges., Neueste Nachrichten.

Herr Dr. med Kühner, Coburg, schreibt:

„Reichtum auf allen Gebieten, Verarmung an Blut und Nervenkraft," das ist der Ausdruck unserer Fortschritte der Kultur. Was die Kultur verschuldet, indem sie uns von der Natur entfremdet, soll auch die Kultur begleichen, indem die Technik, Industrie, Chemie uns Neuerungen beschaffen, geeignet, die reichen Geschenke der Natur uns dienstbar zu machen zum häuslichen Gebrauche. Eine solche Aufgabe erfüllen Lichtenheldt's Präparate aus Tannen-, Fichten- und Kiefernnadeln, Erzeugnisse der Natur, die das Waldesklima und alle dessen heilkräftige Eigenschaften uns nutzbar machen für Gesunde und Kranke zu vielseitigem äußerlichen und innerlichen Gebrauch. Lichtenheldt's pharmazeutisches Laboratorium in Meuselbach (Thür. Wald), das diese Präparate nach altbewährten Rezepten und langjährigen praktischen Erfahrungen unter Benutzung der neuesten technischen Hilfsmittel herstellt, steht mit Prospekten über ihren Fichtennadelextrakt als Zusatz zu Bädern, über ihre Edeltannenseife und ihre Waldwoll- oder Gichtwatte mit Rheumatismusöl und andere Volkshausmittel gern zu Diensten. [3659